

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 4 (1922)
Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnummer kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telefon No. 61. / Postfachkonto No. VI/1441.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareille 30 Cts., Ausland 40 Cts., Kleinanzeigen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Schiffsgebühren 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsvorschläge der Inserate. / Inseratenchluss: Donnerstag Mittag.

Nr. 23

Aarau, 10. Juni 1922

IV. Jahrgang

Die Eröffnung der Kommerzession.

Von n. den 8. Juni.

Als sich am Abend des 6. Juni die eidgen. Räte wiederum in ihre bequemen Sessel niederließen, fanden sie in beiden Rätehöfen auf ihren Plätzen die Ueberflut der langen Reihe von Gesichtern, die in dieser Tagung erlitten werden sollten. Das war die Vorbereitung auf die hitzige Pille, die ihnen gleich zu Beginn serviert wurde: der Vorlesung der Fraktionspräsidenten, es sei die Session auf volle vier Wochen auszuweichen. Der Nationalrat schickte das unangenehme Ding; der bedeutendere Ständerat bestellte sich seine Entschädigung noch vor. Bei der drückenden Schwüle, die jetzt schon über der Bundesstadt lagerte, sind die vier- und fünfstündigen Sitzungen in den schlecht gestrichenen Räumen wahrhaftig keine Einkehr.

Ausnahmsweise konnte diese Session ohne beträchtlichen Aufwand an einen Dohlgewölbediensten eröffnet werden; im Nationalrat trat aber trotzdem ein Wechsel ein. Der Tessiner Sozialdemokrat Canevacci, der Direktor der «Albera Stampa», wurde von seiner Partei in den Regierungsratsrat gewählt und musste nun wegen Unverträglichkeit aus der eidgen. Beschlüsse aussteigen. Nur wenige Kantone kennen diese Bestimmung der Unvereinbarkeit, wie sie im Tessin gilt. Eben doch im Nationalrat und Ständerat im ganzen nicht weniger als 35 Regierungsräte aus 22 andern Kantonen. Voller Stille und Vorn schlügen den Reden, indem sie je drei ihrer Regierungsmitglieder entsenden!

Als erstes Traaktandum erzielte der Nationalrat das Bundesgesetz über den Telephonen- und Telephonverkehr. Es verordnet seine Entstehung einem Postrat des Nationalrates, das anfänglich der auf Grund der ansehnlichen Postämter vorangegangenen Exzerptsammlung aufgestellt wurde. Es mit der Bundesgesetzliche Regelung der Telephonen bringen und zugleich die grundlegenden Bestimmungen über den Telephonen- und Telephonverkehr vereinigen. Die Kommission empfiehlt Eintreten in. beantragte gleichzeitig ein Punkt, das den Bundesrat einladet, den Räten sofort als möglich einen Revisionsentwurf des Bundesgesetzes über die Organisation der Telephonen- und Telephonverwaltung vorzulegen, der eine Vereinfachung der Verwaltung bezweckt. Abgesehen von der Bundesverwaltung ist heute das allgemeine Leistungsamt! — Nur die kommunikativen Verhältnissverhältnisse schienen sich dem nicht an. Gegen die Vorlage machte einzeln und allein die Opposition mit der Begründung, dass die kommunikativen Verhältnisse gegen jeden Abgesehen der Vereinfachung der Verwaltung der Privatwirtschaft sei; das in Beratung stehende Gesetz begünstige diesen Vorgang. Mit allen gegen eine Stimme (101) wurde Eintreten auf die Vorlage beschlossen und die Einzelberatung in Zustimmung zu den Kommissionsanträgen durchgeführt.

Der Nationalrat trat sodann in die Behandlung eines der wichtigsten Geschäfte dieser Session heran: an den Entwurf des Bundesgesetzes über

Ueberrechte an Werken der Literatur und Kunst. In 71 Artikeln wird hier eine recht schwierige Materie mit verwinkelten juristischen Fragen geregelt; es sollen die bestehenden Bestimmungen mit den neuen internationalen Bestimmungen in Einklang gebracht werden. Vor allem gilt es, dem geistigen Schaffenden den gebührenden Schutz seiner Arbeit zu sichern. Der Gang der Beratung im Nationalrat hat gezeigt, wie wichtig es ist, wenn der Ständerat, ein eingehendes Studium verlangender Vorlagen zuerst vom Ständerat behandelt werden. Der Ständerat hat seinerzeit bei schärfster Beteiligung des Rates am bundesrätlichen Entwurf eine Reihe von Verbesserungen vorgenommen; eine Reihe von nationalrätlichen Kommissionen, für welche von Watt und Dardel referierten, schloß sich dem Ständerat an.

Zu ganzen genommen zeigte sich aber im Nationalrat wenig Interesse für das Gesetz, dem der politische Charakter abgeht. Man darf es begrüßen, daß auch der Nationalrat bei Art. 32 die jenen. Zwangsregeln ablehnte, und damit die Urheberrechte ideeller Art, die hier in der Nacht fallen, schützte. Die Vorlage wurde heute in zwei Sitzungen durchgesehen und bis auf den an die Kommission zurückgewiesenen Artikel 1 erledigt. Für diesen letzten soll eine genauere Formulierung gesucht werden.

Herr Reinhard fiel die Aufgabe an, die von sozialdemokratischer Seite angekündigte Interpretation über die Konferenz von Genua einzuzeichnen. Sie lautet:

«Ich der Bundesrat bereit, dem Parlament innerwärts nützlicher Kritik auszusprechen. 1. Welche Funktionen er den Schweizerischen Delegierten für die Konferenz von Genua erteilt hat, wie diese Funktionen ausgeführt wurden und welches die Haltung der Delegation zu den Fragen war, die in den Funktionen nicht vorgelegen und berücksichtigt waren? 2. Welche Funktionen er den Delegierten an die Konferenz in Haag mitgegeben habe?»

Welches die Antwort sein wird, läßt sich denken nach den reichlichen Ausflüssen, die der Bundesrat Schultze und Motta der schweizerischen Presse bereits gegeben haben.

Der Ständerat befand sich in allen bisherigen Sitzungen mit der **Wig. Staatsrechnung pro 1921**. Diese entrollt ein trübes Bild, spricht sie doch ein Anwachsen der gesamten Staatsrechnung auf zwei Milliarden und 200 Millionen. Mit den Ausgaben für die Arbeitslosen werden im Jahr 1921 2.5 Milliarden erreicht sein. Trotzdem äußerte sich unser Finanzminister Müny recht optimistisch über die Tilgung. Er baut dabei auf vermehrte Einnahmen im Bundeshaushalt und auf neue Einnahmen aus indirekten Steuern, vor allem aus der Erweiterung des Alkoholmonopols. Wenn er als Finanzmann mit dem bisherigen hohen Alkoholverbrauch rechnet, so zeigt sich der Widerspruch mit seinen früher geäußerten volkreislerischen Ansichten, wonach die Erweiterung des Monopols den Alkoholgenuss zurückdrängen soll.

Die Beratung der wichtigsten Rechnungsabgabe gestaltete sich sehr ruhig, lediglich beim Abschnitt Postverwaltung wurde eine el-

was erregte Diskussion ein. Anlaß bot die Abschaffung des Postbesoldungsdienstes an Sonntagen. Der Referent, Hr. Ammann von Schaffhausen, bezeichnete den gegenwärtigen Zustand als eine Halbheit. Da haben wir Städte mit Sonntagspost und Städte ohne solche! Entweder — oder! — Entweder Städte zur alten vorkriegszeitlichen Ordnung, wobei man seine Briefe und sein Postblatt zum sonntäglichen Frühstück erhielt — oder aber überall das gleiche gähnende Nichts. Hr. Ammann, trat für die alte Ordnung der Dinge ein. Das Fehlen der Sonntagspost hat manche ernsthafte Unzulänglichkeiten im Gefolge; auch mit einer anderen vernünftigen Einrichtung der Post kann sich der Redner nicht befremden; mit den Postknechten, die sogar auf Todesnachrichten angebracht werden. Das ist eine geschnittenlosigkeit!

Bundespräsident Haab verteidigte die Abschaffung des Sonntagsbesoldungsdienstes und auch die Reformen des Sparmaßnahmen erster Güte! Hätte man die Sonntagspost dem Schweizerpostamt einmal weggewonnen, dann hätte es aufgehört. Nun aber macht sich die Sache schickweise. Heute ist die Abschaffung zu 70 % vollzogen; das bedeutet eine Ersparnis von 1½ Millionen Franken. Wenn man das Volk aufklärt, so wird es sich allmählich gewöhnen, an der Sanierung der Postverwaltung mitzuwirken, die unter schweren Defiziten steht. Ist das finanzielle Gleichgewicht wieder hergestellt, so soll der Postbesoldungsdienst wieder erweitert werden! — Das kann lange dauern!

Nach Erledigung der Staatsrechnung begann der Ständerat heute die Behandlung der Neutralitätsberichte 17 und 18. Sie repräsentieren in ihrer Magerkeit schon rein äußerlich den Abfall. Die Noterlasse sind auf einen Reintext ihrer früheren Zahl zurückgegangen; bei einer Reihe von Bestimmungen aber bietet die Aufhebung auch heute noch große Schwierigkeiten.

Auch der Ständerat kann sich mit einer Interpellation befassen, doch reicht sie nicht weiter als bis nach Thun. Die Herren Winter, Baumann und Scherer erstatten der Bundesrat am Ausbruch über Herzog, Ljudevic und Folgen der Explosionskatastrophe in Thun. Bundesrat Scherer hat sich bereit erklärt, schon morgen den begehrteten Aufschluß zu erteilen.

Ausland.

I. Oberösterreich im deutschen Reichstag. — Der 31. Mai.

(m.) «Sachsen ist länger bei den Deutschen als die Bretagne bei Frankreich», sagte Lloyd George zu den Vertretern Frankreichs, als es sich um das Schicksal Oberösterreichs auf Grund des Versailler Vertrags handelte. Er bezieht sich damit auf historische Tatsachen, die sich an 1335 und 1332 knüpfen (1335 verdrängte der Polenkönig Kasimir III. endgültig auf das Grenzland Sachsen, das bisher teil-

weise und teilweise zu Polen gehört hatte. Das Land, durch feindliche Einwirkung im 13. Jahrhundert völlig germanisiert, war seit her oft Streitgegenstand zwischen Österreich und Preußen, aber immer deutsch, seit Friedrich dem Großen unbestritten bei Preußen. — Die Bretagne (Kleinbritannien), im fünften Jahrhundert, als die Angelsachsen in Britannien einfielen, half von künftigen Briten besiedelt (daher der Name), kam erst 1532 durch kaiserliche Heirat an die französische Krone.)

Die heutige Bedeutung Oberösterreichs liegt namentlich in seinem Reichtum an **Steinölen** (nicht Nöfelsen) und in der sich anschließenden, von den Deutschen geschaffenen Industrie. Nun haben die Franzosen bei Kriegsausgang ganz Oberösterreich an Polen veräußert, dieses zu fällen, Deutschland zu schwächen, konnten aber damit bei den Alliierten nicht durchdringen. Ein von der Entente anerkanntes **Reichsgebiet** wurde dann im gesamten für Deutschland, wobei indes verschiedene Gebiete gerade im Bergbaurevier, mit den vielen polnischen Arbeitern, mehrheitlich für Polen stimmten. Dann kam die schwierige, eigentlich unmögliche Aufgabe nach vollzogener Abstimmung, indem die mehrheitlich polnisch gestimmten Gebiete Polen zugesprochen wurden. Das Land hatte dabei lange Zeit unter fanatischer Agitation und blutigen Ausschreitungen zu leiden und schien darüber zu Grunde gehen zu müssen. Die Entente, die sich nicht einigen konnte, wies den Entschluß über die neuen Grenzen schließlich dem **Ständebund** zu. Dann war die letzte Ausarbeitung einer gemäßigten Kommission unter dem neutralen Präsidium von alt Bundesrat Calonder überwiegen, die durch unter schweren Mühen in Genf an einen Abbruch kommen konnte. Am 30. Mai lag nun der fertige Vertrag dem Reichstag zur Ratifikation vor. Zu ändern war nichts mehr, nur annehmen oder zu verwerfen. Die schwarz-rot-goldene Reichstagskammer auf dem Reichstagsgebäude wählte auf Stimmzettel. Viele Abgeordnete erschienen in Tränen. Dem Präsidium gegenüber hing eine schließliche Fahne in Trauerfarben. Bilder von oberösterreichischen Städten an den Wänden waren schwarz, umhüllt.

In diesem Rahmen fanden die Verhandlungen statt. Die vorbereitende Kommission empfahl Genehmigung des Vertrages, da nichts anderes möglich sei, zugleich Wiederholung des schon im Februar 1921 abgegebenen Versprechens gegen die Gewerkschaft (Werke basierte, was 1871 das französische Parlament in Bordeaux der Abtretung von Elsass-Lothringen tat.) Alle Parteien nahmen Stellung. Reichstagskommissar Schiffer, Oberrath der gemäßigten Kommission: «In dem Völkerverständnis, das der über Verdrüsslichen zu beenden hatte, haben ein Deutscher, ein Schweizer, ein Pole und ein Chinese, von denen wohl keiner viel von Oberösterreich wußte, noch nötig fand, das Land zu sehen.» Er bezeugt, daß alles geschehen sei, was augenblicklich der an Polen übergebenen deutschen Mehrheiten möglich war, hebt unter Befehl das Verdienst, die Unparteilichkeit Calonder's hervor, dem man dank schuldig sei für für Aufnahme von Protest: «Das Österreich darf nicht mißbraucht werden, um Unrecht durch kräfte Gewalt zu Recht zu machen.» Reichstagskanzler Wirth

Festsetzung.

Die weiße Mühle.

1) Novelle von Emanuel von Bodman.

Oben am Waldrand, da stand eine große Mühle, die im Volk die weiße Mühle genannt wurde, weil sie mit ihren hohen, weißelackten Wänden über den dunklen Wald hinaus, der zu ihr führte, hinweg weithin über Dorf und Land blickte, sogar bis in die Stadt und an den Bodensee hinunter.

Sie war schon in Großvaters Hand gewesen, der Vater hatte am uraltsten eigenen Tisch in der Stube eine goldene Hochzeit mit seinen 80. Geburtstag feiern dürfen und der Müller, Vater, der weniger aus Geld als aus Neugierde, seine Goldstücke auf einem vererbten gebliebenen Holztisch zu entsaften und zu betrachten pflegte, bevor er sie zur Bank trug, blickte noch jung und richtig an seinem fünfundsiebzigsten durch das farngelockte Fenster in die heimliche Wälderlandschaft hinaus. Da er aber seinen Sohn, nur eine gegenwärtige Tochter hatte, fiel ihm zu dieser Stunde tiefer als sonst die Sorge ins Herz und er fragte umsonst die Schöne drüben, wenn einmal später das Mädchen laufen solle; seine Tochter war, wie Tochter mitunter sind, ein flüßiges Wesen wie der Weiser flühen und hatte verwegene und dunklere Seiten wie er, wo nicht leicht einer auf den Grund kam.

Wie Frieda galt zwar bei den Männern für hübsch und klug, aber für kalt. Sie scheute den Tanzsaal; und die kleinen Feste im Dorf, überließ

sich dafür lieber mit einem Buch oder einem alten Kalender am Sonntagnachmittag unter den Erlen ihren Träumereien und hatte nahezu alle Bewunderungen in den Wind geschlagen, nicht minder die freundlichen Einladungen von Vater und Mutter, da sie bereits in der Mitte zwischen zwanzig und dreißig Jahre, an ihre Zukunft zu denken. Wenn eine solche Anblikung fiel, sah sie nur ein wenig die Augenbrauen an, sagte im leiseren Ton der Mutter, damit habe es noch Zeit.

Nun lebte im Nachbordorf landeswärts der Weiser, der drei Söhne hatte, von denen der jüngste, wie es schien, hübsche Mädchen nach der Richtung der weißen Mühle hegte. Bedeutendst pflegte Philipp häufiger als seine Brüder am Sonntag mit dem Vater zu einem Glas Wein oder süßen Obst einen Besuch in der Mühle zu machen, wobei dann die Müllerleute und der Weiserhändler miteinander zumeist recht angeraten waren. Philipp vergaß dabei nie den Weiserhändler, den Frieda Mutter eigenhändig im großen blauen Dackelbus nach, nachdrücklich zu loben.

Da die zwei älteren Söhne, die besonders auf einander abgesehen waren, im Gespräch blieben und mit dem Vater zusammen arbeiten wollten, sollte sich Philipp mit der Zeit umgeben, in einem anderen unternehmen oder ein anderes begrund zu helfen. So hätte es noch er sich selber sagen konnte, prächtig gesagt, wenn er später sein Geld in die Mühle gesteckt hätte, und das unterließ weder sein Vater ihm, noch der Müller somit seiner Frau der Frieda einmal an den Frühlingsabend, der Weiserhändler drückte geduldig wieder in den Mund, daß die Mühle in nichts nach, und war nur die mit Eberischen be-

maßene Landstrasse hinaufsteig, freute sich doch sehr lebhaft über die bisshändigen Häuser vor den Dorf oder im Hof, im Herbst mit dem Blume im Grundboden.

Es schneitelte der Frieda ein wenig, daß der junge Philipp auf abgemessenen Freierstufen zur Mühle stieg, war indes nicht viel anders zu ihm als zu den anderen, doch kam es ihm und wieder vor, daß sie verloren seinen letzten Wagen nachhalm, wenn er durch den Kalkenhang zurückfuhr oder der landliche Kalkenhang, der ein mitunter mit zum Kaffee ins Haus des Weiserhändlers, wobei es nie immer lustig dünkte, daß der geduckte Tisch mit der Kanne samt den weißen blaugrünrandeten Tassen dem elterlichen Fuß auf's Haar gleich und spöttelte auf dem Schimmer zur Mutter darüber und beschloß das sein. Frieda schenkte ihm ein wenig transt, weil sie drüben, wie eine Vase, ihr so ähnlich war und sie lange gemeint hatte, eine solche hätten nur sie. Sie ließ sich aber von einer solchen Kleinigkeit nicht lange darin hören. Ueberlegungen nachhängen und sie fragte sich, wenn auch ganz im stillen, doch wohl öfters, wie es wäre, wenn sie an Philipps Seite auf dem Bodensee und am Sonntag gar im Vierpänner durch die Dörfer fuhr.

Da fiel sie am hellen Nachmittage in der Ferne einsam vom Boden herab, über den neuen Maßbüchsen, und hätte ihr Köpfchen mit all seinen Erwägungen auf der barren Delle ara zerrieben können. Sie stand oben und sah das warme dunkle Innere aufblitzen, als sie unbedacht, während sie noch an den Rand trat und so unglücklich stolperte, daß sie mit Kopf und Oberkörper schon in

die Luft hinausging und das Gleichgewicht vollständig verloren hätte und hinabgefiel wäre, wenn sie nicht noch rechtzeitig der Maßbüchse, der auch gefolgt war, mit seinem Griff am Fuß gepackt und auf den Boden zurückgezogen hätte wie einen Hebel. Er nahm sie am Arm und wollte sie aufheben helfen, aber sie blieb einen Augenblick lang noch im Schreck mit geschlossenen Augen liegen. Endlich prangte sie allein auf, wie geborgen und nahm ihre Dackel wieder zur Hand. Sie spürte die Stelle am Arm, wo er angestrichelt hatte, unter dem groben Pinnenhemd brennen und rührte es dabei leicht in ihren Schößen. So, wie es ihr noch nie geschehen war oder nur einmal (hübsch, als sie ein kleines Mädchen war und mit dem Fritz Lang schaukelte. Sie schüttelte es fort und warf in bodenbürtigem Jörnlein den Kopf in den Nacken. Nachher ließ sie vor dem Weiser, das sie am Selbstmord einnehmen, rief in die schwarzen Johannisbeeren und hatte an ganz ein wenig in den Mund gesteckt. Aber sie waren noch grün und hart.

Als der Spätrückgang zu Ende ging und die Auerleute schon durch ihren hochgehobenen Aehren, hangelte, sagte die Müllerin an einem Samstag beim Essen und warf einen Blick zur Tochter hinüber, warum komme der Weiserhändler und bringe wohlgerne den Philipp mit, da wüßte sie doch helfen. Alles, auch die Leute, sah an Frieda hin, die schwarz und blickte nur über die brennenden Geranien auf dem Fensterhims hinaus in den Hof, auf die weißelackte Stierwand der Stallung, wo die Mittagsstunde so heiß lag, daß es blendete.

(Fortsetzung folgt)

e
 t
 t
 v
 s
 s
 s
 b
 s
 s
 t
 s
 s
 s
 t

